

weg ihn über Ebingen und Rottweil, Blaubeuren, Stuttgart, Tübingen, Aldingen, Auendorf, Aalen und Isny schließlich nach Ulm führte. Mit seiner Frau hatte er 17 Kinder, von denen 16 das Erwachsenenalter erreichten und in den schwierigen Zeiten des Ersten Weltkriegs und der Hunger- und Inflationsjahre in Ulm lebten. Die Verfasserin, die ihren Großvater selbst nicht mehr erlebt hat, schildert all dies aus der Perspektive des alt gewordenen Jakob Rieber, der vor dem Auszug aus dem Pfarrhaus steht. Die Wiederentdeckung von alten Briefen, die er an seine erste unglückliche Liebe gerichtet hat, und Gespräche mit seiner Frau und seinen Kindern bieten den Rahmen für die Darstellung des persönlichen Lebensschicksals, das aber stets auch mit der „großen“ Geschichte verknüpft ist und Auswirkungen auf die Familie hat, wie etwa durch den Soldatentod des ältesten Sohnes im Ersten Weltkrieg, der keine 24 Jahre alt geworden ist. Gelegentlich wird dabei auch der Blickwinkel seiner Frau und heranwachsender Kinder eingenommen. Der Lebensweg von Jakob Rieber, der als fleißiger und begabter Schüler die selbstlose Förderung seines Pfarrers Hermann Weigele erfahren durfte, war keineswegs immer gradlinig und gekennzeichnet durch Demütigungen: Streitigkeiten mit der Gastfamilie in Rottweil führten beispielsweise dazu, dass Rieber 1876 eine „Flucht“ nach Genf unternahm, um dort studieren zu können. Mit viel Glück gelang es ihm, der weder volljährig war noch einen Pass besaß, wieder zurückzugelangen.

Diese Geschichten aus dem Leben von Jakob Rieber werden so anschaulich und lebendig erzählt, dass die Lektüre außerordentlich kurzweilig ist. Ganz überwiegend beruht das Buch zwar auf der Darstellung von Christine Bütterlin, die dieser jedoch immer wieder durch lange Wiedergaben von Briefen und Lebenszeugnissen von Jakob Rieber Authentizität verleiht. Der mit vielen Abbildungen und einem erläuternden Anhang ausgestattete Band sei allen empfohlen, die auf vergnügliche Weise etwas über das Leben einer schwäbischen Familie zwischen der Zeit nach der Gründung des Kaiserreichs und den 1920er Jahren erfahren möchten.

*Michael Wettengel*

*Karl-Heinz Braun/Hugo Ott/Wilfried Schöntag* (Hg.): *Mittelalterliches Mönchtum in der Moderne. Die Neugründung der Benediktinerabtei Beuron 1863 und deren kulturelle Ausstrahlung im 19. und 20. Jahrhundert* (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen 205). Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2015; 237 S., 37 sw-Abbildungen, 7 Farbtafeln, Register, 28,00 EUR

An Pfingsten 1863 wurde das Benediktinerpriorat St. Martin in Beuron festlich eingeweiht. In das ehemalige Augustinerchorherrenstift, das im Zuge der Säkularisation den Sigmaringer Hohenzollern zugefallen war, kehrte neues monastisches Leben ein – freilich nicht in Anknüpfung an die barocke Tradition (sie wird im Sammelband von Franz Quarthal vor allem im Hinblick auf das benediktinische Gelehrtensideal beleuchtet), sondern im Rückgriff auf die inzwischen zum Leitbild erhobenen Vorstellungen vom mittelalterlichen Mönchtum. Die Neugründung folgte darin ganz einer Tendenz der Zeit, in der das ‚Mittelalter‘ als ‚Legitimationshintergrund für Innovatives‘ diente (S. 1), während gleichzeitig die Stereotypen liberaler Mönchs- und Klosterkritik nicht verstummten (thematisiert im Beitrag von Karl-Heinz Braun). Beuron selbst – seit 1887 Erzabtei – wurde zum Vorbild weiterer Klostergründungen bzw. zur Keimzelle der ‚Beuroner Kongregation‘ und setzte nicht zuletzt für die sakrale Kunst neue Maßstäbe. Nur angemessen war es also, eine der bedeutendsten Klostergründungen des 19. Jahrhunderts im Mai 2013 in einer eigenen Tagung zu würdigen, deren Beiträge jetzt in dem zu besprechenden Band vorliegen.

Den Ausgangspunkt bildet die Auseinandersetzung mit der Gründungsgeschichte des Klosters und dessen weiterer Entwicklung bis in die Zeit der Weimarer Republik hinein, als – 1921 – Fürst Wilhelm von Hohenzollern den Benediktinern das Eigentum an den Gebäuden und Grundstücken übertrug. Volker Trugenberger zeichnet detailliert die Bedeutung der Stifterin Fürstin Katharina von Hohenzollern geb. Hohenlohe (1817-1893) nach, dank deren Engagement die Neugründung vollzogen und Beuron über die Zeit des Kulturkampfes gerettet werden konnte. Überzeugend wird selbst die kunsthistorische Überlieferung – Altarbilder in St. Martin und in der Mauruskapelle – zum Sprechen gebracht. Denn hier verarbeitete Katharina als Auftraggeberin ikonographisch, was ihr in der Realität nicht vergönnt war: Die Suche der früh verwitweten Fürstin nach einem klösterlichen Lebensweg blieb letztlich erfolglos und auch die von Anfang an intendierte Gründung einer Frauenkommunität kam nicht zustande.

Eine kunstgeschichtliche Perspektive wählt auch Ewald Frie in seinem Beitrag über die „Entdeckung des monastischen Mittelalters durch Friedrich Wilhelm IV.“ Der preußische König (1840-1861) war nicht nur an Geschichte interessiert, sondern dilettierte auch als Zeichner, vor allem von Architektur unterschiedlicher historischer Stile, unter denen das Mittelalter besondere Bedeutung besaß. Daß – neben vielen anderen – sowohl die Mönche von Beuron als auch der Preußenkönig im Mittelalter historische Identifikationsangebote entdeckten, unterstreicht die Vieldeutigkeit, ja Ambivalenz der Epoche und ihrer Rezeptions- oder besser ‚Anverwandlungsgeschichte‘ im 19. Jahrhundert. Auch an prominentester Stelle verband sich hohenzollerisches Engagement mit benediktinischem Mönchtum, wie Oliver Kohler an der Geschichte des Jerusalemer Dormitio-Klosters nachzeichnet. Auf dem von ihm persönlich erworbenen und symbolträchtig am Nachmittag des Reformationsfestes 1898 eingeweihten Gelände auf dem Zionsberg wollte Kaiser Wilhelm II. unbedingt Benediktiner der Beuroner Kongregation sehen. Deren Interpretation des Mönchtums entsprach am stärksten seinem eigenen Mittelalter-Bild. International stand die Präsenz der Beuroner im Hl. Land im Spannungsfeld der europäischen und religiösen Konkurrenzverhältnisse, bezogen auf Deutschland geschah die Initiative Wilhelms II. auch zum Zweck des konfessionellen Ausgleichs mit den Katholiken, bzw. um deren Loyalität gegenüber dem Kaiser zu stärken.

Zwei der Aufsätze des Tagungsbandes befassen sich mit der spirituellen Eigenart der Beuroner Neugründung: Andreas Sohn hebt die Bedeutung des ersten Beuroner Erzabtes Maurus Wolter und dessen Bezugnahme auf mittelalterliche Überlieferungen – nicht zuletzt vermittelt durch Abt Prosper Guéranger von Solesmes – hervor, und Cyrill Schäfer stellt die von der Reformbewegung des französischen Klosters übernommene „Verbindung von Spiritualität, Askese und Ästhetik“ (S. 136) als attraktiven Gegenentwurf bzw. ‚Vision‘ innerhalb einer zunehmend von Vermassung und technischer Entzauberung charakterisierten Welt dar. „Schlichtheit und Nüchternheit im Lebensstil und in der Liturgie“ (S. 128) waren das äußerlich sicht- und nicht zuletzt auch – im wiederbelebten Gregorianischen Choral – hörbare Ergebnis dieser Verbindung.

Dass Beuron in mehrfacher Weise auch mit der Geschichte Deutschlands im Nationalsozialismus verknüpft ist, wird aus den vier letzten Beiträgen deutlich: Seit 1928 hatte die 1942 in Auschwitz ermordete Edith Stein regelmäßig das Kloster an der Oberen Donau besucht, das ihr zu einer spirituellen Heimat geworden war. Hier hatte sie in Erzabt Raphael Walzer, so Katharina Seifert, einen geistlichen Begleiter gefunden, mit dem sie auch ihre politische Haltung teilte: Der im April 1933 von ihr an Papst Pius XI. gerichtete Briefappell, öffentlich gegen die Judenverfolgung zu protestieren, war aus Beuron mit einem Begleitschreiben Walzers nach Rom adressiert worden, und der Erzabt erhielt von dort auch die Empfangsbestätigung aus der Feder des Kardinalstaatssekretärs Pacelli, der ihn um Weitergabe an Edith Stein bat.

Die Beziehungen eines anderen, politisch jedenfalls teilweise konform orientierten Philosophen des 20. Jahrhunderts und ebenfalls Schüler Edmund Husserls, des 1889 in Meßkirch geborenen Martin Heidegger, zu Beuron beleuchtet Hugo Ott. Für Heidegger gehörte Beuron zur heimatlichen Umgebung im Wortsinn, er genoß im Kloster sogar das Privileg, sich zur Arbeit in eine eigene Zelle im Mönchtrakt zurückziehen zu dürfen. Die unweit gelegene Burg Wildenstein im Besitz der Fürsten von Fürstenberg sollte für wenige Wochen im Frühjahr 1945 auch zum Rückzugsort einiger Professoren und Studenten der Freiburger Philosophischen Fakultät werden. Dieter Speck beschreibt, gestützt auf neu erschlossene Dokumente aus dem Universitätsarchiv, diese ‚bizarre‘ Episode „zwischen Flucht und Fiktion“ (S. 169).

Die Verdrängung Raphael Walzers aus dem Abbatat im Jahr 1937 war auch Folge tiefer innerer Zerwürfnisse in Beuron, dessen Konvent politisch gespalten war. Franz-Josef Ziwes spricht in seinem Aufsatz auch die nicht restlos zu klärende dubiose Rolle von P. Dr. Hermann Keller an, eines erwiesenen Mitarbeiters des NS-Sicherheitsdienstes, widmet seine auf neuen Archivrecherchen aufbauenden Ausführungen aber vor allem dem Verhältnis der Erzabtei „zu den regionalen Instanzen von Partei und Staat“ während der Diktatur (S. 139). Insgesamt wird aus seiner quellengesättigten Studie, die sich geradezu wie ein Krimi liest, deutlich, wie ambivalent das Handeln der meisten Akteure war, aber auch, warum es sich häufig einer eindeutigen Bewertung entzieht.

*Dietmar Schiersner*

*Peter Eitel*: Geschichte Oberschwabens im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 2: Oberschwaben im Kaiserreich (1870-1918). Ostfildern: Thorbecke 2015; 360 S, zahlr. Abb., 29,90 EUR

Wie Peter Eitel in seinem Vorwort zum ersten Band eingangs feststellt, gibt es eine „umfassende Geschichte Oberschwabens [...] bisher nicht und wird es so schnell auch in Zukunft nicht geben.“ Selbst ein handlicher Überblick, wie ihn Rolf Kießling eben mit seiner „Kleinen Geschichte Schwabens“ publiziert hat, womit der Raum des heutigen Bayerisch Schwabens, also des ehemaligen östlichen Oberschwabens gemeint ist, fehlt noch, sei es für das frühere Oberschwaben vom Lech bis zum Schwarzwald oder auch für das württembergische Oberschwaben nach 1800. Der von Hans-Georg Wehling 1995 herausgegebene verdienstvolle Sammelband „Oberschwaben“ kann die Lücke nicht füllen, denn er „stellt keine Geschichte Oberschwabens dar“, sondern will „eine Landeskunde sein“. Kann sich der eifrige Leser, wenn auch zeitraubend nach der Lektüre „zahlloser Einzeluntersuchungen und Quelleneditionen“ vor allem der letzten Jahre, sich mittlerweile ein Gesamtbild der oberschwäbischen Geschichte im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit verschaffen, so erleichtert die bayerische Geschichtspolitik für das heute bayerische Schwaben den Zugang zu dessen Geschichte. Im Rahmen des Handbuchs der bayerischen Geschichte befasst sich bereits in dritter Auflage ein ganzer Band von 945 Seiten mit der „Geschichte Schwabens bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts“. Sehr viel schlechter noch als um die Kenntnis der vormodernen Geschichte Oberschwabens steht es um die Kenntnis der Geschichte des 19. und vor allem des 20. Jahrhunderts. Einer Vielzahl verstreuter Veröffentlichungen zur Geschichte vor 1800 steht eine durchaus überschaubare Zahl von Untersuchungen zur neueren Geschichte gegenüber. Ohne institutionelle Rahmenbedingungen wie in Bayern hat der vormalige Stadtarchivar von Ravensburg, Dr. Peter Eitel, im Alleingang gewagt, „wenigstens die jüngere Geschichte der Region zwischen Schwäbischer Alb und Bodensee [...] darzustellen“, unterstützt nur durch Zuschüsse zu Reise- und Druckkosten von der Stiftung Oberschwaben und weiteren Sponsoren. Vorbereitet durch sein 2004